

# Der Sonntagsgast.

Unsere Hochzeit war sehr schön gewesen. So viel sich übersehen ließ, hatten bis zum vierten Gange (nach welchem meinerseits die Kontrolle aufhörte) die Kellner höchstens sechs bis acht Flaschen Johannisberger bei Seite geschafft und von sämmtlichen Tischrednern, mit Einschluß meines Schwiegeraters, war nur ein einziger, und auch der nur zwei Mal, reden geblieben.

Ich benutzte den Augenblick, in dem mein Schwager, der als Oberfeldwebel Länger von berufswegen war, in Gemeinschaft mit seiner Dame, der Frau Stadtrath Müllers, mitten im Saal auf dem Parquet lag und durch die Aufmerksamkeit der Gäste ein wenig von mir ablenkte, um meiner Frau einen Wink zu geben. Meine Schwiegermutter folgte uns in's Nebenzimmer und fing plötzlich an, die weißseidene Brautrobe meiner Frau (ein von dem Erlöse meines letzten Romans erstandenes kostbares Geburtstags-geschenk von mir) mit so vielen Thränen zu betropfen, wie ich sie vorher überhaupt noch nicht gesehen hatte. Thränen, die ihr, wie ich triftig Grund hatte anzunehmen, die unumstößliche Gewissheit entlockten, daß ihre Tochter nunmehr an der Seite ihres Mannes dem sicheren Tode entgegengehe. An der Seite eines Mannes nämlich, dessen Verufe „die solide Basis fehlte“, wie sie sich gelegentlich einmal ausgedrückt hatte. Da ich nun aber meinen Beruf in diesem Augenblicke nicht ändern konnte, so bat ich meine Frau, sich zur Hochzeitreise zu rüsten. Während sie diesem Wunsche entsprach, trat mein Schwiegerater aus dem Saale und drückte mir unter mittelgroßen Knurren „für die Hochzeitreise“ ein paar Bündelchen blauer Scheine in die Hand, die uns über die ersten Hungertage hinweghelfen sollten. Meine Schwiegermutter versicherte, daß sie sofort nach unserer Rückkehr uns ein paar Mettwürste schicken wolle. Ich danke getrübt für Beides, d. h. im annehmenden Sinne, wechselte hinter einer spanischen Wand meinen Frack mit einem Rocke, der Wagen fuhr vor und wir rollten zu Häupt — ich, meine Frau, der Kutsher und zwei Koffer — vergnügt durch die dämmerigen Straßen.

„Wie freue ich mich auf die Schweiz“, sagte meine Frau mit strahlendem Gesichte.

„Ich auch“, erwiderte ich schmunzelnd, während meine Frau die Stufen zur Bahnhofshalle hinauf vorausging, die beiden Koffer einem Bahnhofsdiener, der mir eifrig versprach, meinen Auftrag pünktlich auszuführen, und ließ mit diabolischer Raffiniertheit zwei — Bahntickets.

„Ach, Herr Doctor“, rief mir plötzlich ein Herr entgegen, „auch mal auf der Reise?“

„Jawohl, wie Sie sehen, Herr Schulze“, erwiderte ich herablassend, „und zwar auf der Hochzeitreise.“

Herr Schulze brach mir die Hand schüttelnd, in ein freudig erklautes Wachen aus.

„Auf der Hochzeitreise? Ei, ich gratulire, ich gratulire! Und wohin, wenn man fragen darf?“

„In bishen nach der Schweiz“, erwiderte ich mit der gleichen, weltverachtenden Nachlässigkeit.

„Gleich nach der Schweiz? Ja, da sehe doch mal einer die Herren Schriftsteller an!“

„Nun“, sagte ich, die Stimme zu einem leisen Murren dampfend, „die Schweiz ist doch nichts so Ungeheuerliches. Wir wollten erst nach Italien, nach Neapel u. a., aber die Hitze ist doch jetzt gar zu groß und —“

Herrn Schulze's fleischige Rechte drehte mir die Finger aneinander.

„Nun, das freut mich aber, das freut mich —“

Da es schon zum dritten Male gelautet hatte, besaß ich mich, mit meiner Frau einen Waggon zu erklettern.

Als die Thür zu unserem Coupee zugeworfen worden war, sprang ich plötzlich mit einem Angeschrei auf.

„Martha, wir sind in den falschen Zug gefahren! Wir müssen auf den anderen Perron hinüber!“

Das Fenster öffnen, hinunter nach der Kante langen, die Thür aufreißen, Handtasche, Valise und Kofferchen fassen, meine Frau hinausheben, die Thür wieder zuzuklappen und laufen — war eins.

Wir waren noch keine zehn Schritte weit, als hinter uns der bekannte nervenberührende Pfiff ertönte und der Schnellzug davonfuhr. Ich blieb, als ob ich Athem holen müßte, erschöpft stehen.

„Hör, Martha, ich glaube, es war doch der richtige Zug.“

„Ja, aber —“

„Ich werde mich gleich vergewissern.“

Zum Glück kam gerade einer der rotmäuligen Bahnhofsdiener vorüber, den ich mit der linksdarmigen eines hochbeinigen Bauern, der von der Mutter bei einem Rendezvous mit dem achtzehnjährigen Vetter ertrapt worden ist, fragte, ob der Zug, der da eben abgegangen, der Schnellzug nach Hof gewesen sei.

„Jawohl“, erwiderte der Beamte, ohne im Geringsten Erbarmen mit der mitteleuropäischen Bergweisung in dem hübschen Gesicht meiner kleinen Frau zu haben.

Ich tröstete meine Frau.

„Auf einen Tag, Schatz, kommt's ja nicht an. Wir nehmen eine Droschke, fahren nach Hause und beginnen morgen unsere Reise.“

Wir „nahmen“ also eine Droschke und fuhren nach unserem neuen Heim zu, welches, das wußten wir, Dank der schwiegermütterlichen Sorge, als ein wirkliches trauliches kleines Nest für und fertig auf den Empfang seiner Bewohner harrte.

Fröhlich stiegen wir „in gleichem Schritt und Tritt“, wie zwei gute Kameraden, die drei Treppen zu unserer Wohnung hinauf. Vor der Thür stand, in getreulicher Erfüllung seines Schwurs, wartend mein Kofferträger neben unseren beiden Koffern.

Meine Frau war harr.

„Ja, was soll denn das bedeuten?“

„Das erkläre ich Dir drin, mein guter Schatz“, erwiderte ich schmeichelnd und griff in die Brusttasche meines Rockes, um die Schlüssel herauszuholen.

Himmel! Das sauberlich verriegelte Päckchen mit den Schlüsseln war nicht darin! Das war in der Fracktasche geblieben und die Fracktasche mit samt dem dazu gehörigen nagelneuen Frack bei der Schwiegermutter.

Meine Frau wurde bleich, aber ich sagte mich sofort.

„Zur Mama schiden können wir natürlich nicht —“

„Nein, nein!“

„Und in's Hotel —“

„Nein, nein!“ unterbrach mich meine Frau wiederum.

„Also bitten wir ganz einfach den Herrn hier, zu einem Schlosser in der Nachbarschaft zu laufen — nicht wahr, Sie thun uns die Gefälligkeit?“

„Nu, warum denn nicht?“ grunzte der freundliche Kofferträger und trollte hinunter.

„Aber“, sagte meine Frau, „erkläre mir nur —“

„Erst, Schatz, setze Dich — im Stehen unterhält man sich schlecht — und ich denke, wir sind alle beide etwas müde.“

Meine Frau setzte sich also, gehorham wie sie ist, auf den einen Koffer und ich auf den anderen, und ich erklärte ihr, daß ich mit teuflischer Eist und Schlauheit sowohl den Schwiegereltern wie allen anderen die Hochzeitreise nur vorgeschuldet habe, damit sie einen ordentlichen Respekt vor mir und meinen Dichter-Finanzien belämen, daß so eine Hochzeitreise, wie schon Mantegazza treffend erläuterte, durchaus in jeder Beziehung eine ganz dumme Sache, sozusagen eine Unflut sei, daß man auf einer solchen Hochzeitreise nichts als Staub, Eisenbahngeräth, schlechte Hotels und so weiter und so weiter genieße und daß ein gemüthliches Fitterrücken-Leben zwischen den eigenen vier Pfählen, von dem Niemand nichts weiß, doch viel schöner sei.

„Nicht wahr, Schatz? Ist das nicht ein löthlicher Schatz? Während sie uns von Station zu Station verfolgen, folgen wir ganz behaglich in unseren eigenen neuen olivengrünen Plüschpfeilerstühlen, was? Und wie sie dabei in der Stadt reden werden! Ha-haha! Denn die halbe Stadt wenigstens wird davon sprechen, nachdem mein Freund, der Buchdrucker Schulze, es weiß! Donnerwetter, wird er am Stammtische bei Kauf mit drohender Stimme erzählen, der Doctor Liebestreu, das ist Giner, das lasse ich mir gefallen, seine Sachen müssen doch ausgezehrt sein und gut bezahlt werden — er macht eine Hochzeitreise nach — hm — Cappon und so da herum! Wie, Schatz, ist das nicht famos! Mein Credit wird mit einem Schlage um fünfzig Prozent steigen!“

Meine Frau, eine vernünftige Frau, wie sie ist, stimmte in mein Lachen ein und vergab mir großmüthig meinen frommen Betrug.

Da mittlerweile eine halbe Stunde vergangen und unser Bote noch nicht zurückgekehrt war, mußten wir annehmen, daß unsere Nachbarschaft eine ziemlich weitaufge sei oder daß der nach des Tages Post und Hitze jedenfalls ermattete gute Mann sich erst ein wenig zu dem verantwortungreichen Gange durch einen kleinen Trunt gefährt habe.

Wir verkürzten uns die weiteren zwanzig Minuten mit Betrachtungen über das reizend imitierte Tapeten-Muster an den Wänden des Treppenhäufers.

„Sieh nur, Schatz“, sagte ich, „dies hübsche zierliche Blattwerk und diese graziösen Ranken, es ist italienische Renaissance. Ja, man ist heututage nicht mehr so anspruchslos wie vor dreißig Jahren und, nicht wahr, mein Schatz, ich habe es doch sehr gut gemacht, daß ich unsere Wohnung in einem ganz neuen Hause gemietet habe? Die Geschichte mit dem Toden-wohnen ist eine bloße Fabel.“

Meine Frau stimmte mir, gut wie sie

ist, in Allem vollkommen bei, als aber wiederum eine Viertelstunde in's Meer der Ewigkeit hinabgetaucht war, ohne daß unsere Taube mit einem Oelzweig von ihrem Recognitionsschluge zurückgekommen war, fing sie doch an, etwas unruhig zu werden.

Ich war eben mitten drin, ihr zu erklären, daß, weil es Sonntag sei, wahrscheinlich der oder jener Schlossermeister nicht zu Hause gewesen und unser treuer Postmann jedenfalls habe zu mehreren dieser Schlosshelfer laufen müssen, daß er aber sicherlich jede Minute mit einem antommen werde, als plötzlich das Gasflämmchen auf der Treppe mit einer unheildrohenden Zuckung in sich versank und uns mit einem Male Finsterniß umgab. Zugleich erdröhnte von unten herauf ein Donner, der selbst mich mit ahnungsvollem Schauer durchfuhr.

Um mir Gewißheit über die Ursache, besonders des leichten über die Pläne zu verschaffen, tappte ich mit Erlaubniß meiner Frau, die mir versprach, sich nicht zu fürchten, die dunkeln Treppen hinunter — wahrhaftig, die Hausthür war geschlossen worden!

Der Angschweiß trat mir in großen Perlen auf die Stirn und ich begann, wütend an der Hausthür zu rütteln. Aber da es eine gute, neue Hausthür war, so erfüllte sie den ihr vom Tischler zuertheilten Beruf und wich und wankte nicht.

Ein rettender Gedanke kam mir. Der Hausmann wohnte jedenfalls im Souterrain, er mußte es ja gewesen sein, der das Gas gelöscht und die Hausthür verschlossen hatte. Ich tappte also noch eine Treppe tiefer hinunter in die Dunkelheit und tastete mich in den Katakomben von Thür zu Thür. Vergebens. Kein Hausmann da. Durch kein Schlüsselloch ein hoffnungsvoller Lichtschimmer. Außer den unheimlich schillernden Augen einer sauchenden Kage in einer fernem Ecke nichts als grabstiehe Finsterniß. Der Hausmann wohnte also im Neben Hause, das dem nächtlichen Wirthe gehörte wie dieses, und hatte das Haus von außen geschlossen.

Ich postierte mich noch einmal an die Hausthür und horchte. Endlich dröhnende Schritte auf der menschenleeren Straße, ein wichtiger Griff in die Kante.

„Wer da?“ rief ich.

„Ja!“ grölzte es draußen.

„Wer ist das?“

„Na — Kummer dreizehn!“

„Ah —“ Ich athmete erleichtert auf.

„Nun, haben Sie den Schlosser mitgebracht?“

„Was?“

„Ob Sie den Schlosser mitgebracht haben?“

„Abermals ein Drummen.“

„Ob — Sie — einen — Schlosser — bestellt — haben?“ wiederholte ich zum dritten Male und legte horchend das Ohr an die Thür.

„Ne, es ist nirgend's einer zu bekommen!“

„Dann müssen Sie nochmals gehen!“ rief ich entsezt.

„Ne, das kann ich nicht — ich habe Nachdienst — bitte, machen Sie auf.“

„Ne, das kann ich nicht! Wir sind eingeschlossen worden!“

„Ah, Herr Jesus“, grunzte es wieder draußen, „das ist Sie ja äre beide, beide Geschäfte, — das hol ich mir eben mein Geld morgen fröh, ich muß machen, daß ich fortomme —“

„Aber —“

„Gute Nacht auch!“

„Drohnde Schritte — sie verlangen — und Alles wieder still!“

„Bei!“

Keine Antwort — er war richtig fort! Eine schöne Hochzeitreise! Armes, armes Fräulein, arme kleine Martha! Herzlos und humpelnd lag ich mit schmerzenden Armen hinab.

Und aneinander geschmiegt saßen wir in der dunkeln Nacht auf unserem Koffer auf der Treppe vor der Thür unseres schönen gemüthlichen Heims.

„Liebste, bestes Herz“, sagte ich, „meine nicht und vergiß mich!“

„Ich weine ja gar nicht“, antwortete die Gute und lachte mit ihrer fröhlichen hellen Stimme so lustig auf, daß die feuchten Treppenhänge vom Parterre bis in's Dachgeschoß mitlachten. —

Drei Wochen später trat ich in mein Tagebuch ein: „Heute von unserer Hochzeitreise aus der Schweiz zurück.“

Und dann gingen wir Arm in Arm fröhlich miteinander zum ersten Male die Straße rechts hinunter, die in die Stadt hineinführt, während wir sonst immer links umgeben waren auf die einsamen Felder hinaus, wo die Vergehen zwischerten und die Kirchbäume blühten.

„Nun, wie war's in den Alpen?“ fragte meine Schwiegermutter.

„Brachdöll!“ erwiderten wir Beide lachend. Und um ja keinen Zweifel aufkommen zu lassen, fuhr ich fort: „Defon-

ders auf dem Monte Rossario nicht wahr, Maus?“

„Auf was für einem Monte?“ fragte verpöndert mein Schwiegerater.

„Einen in den italienischen Alpen“, erwiderte ich mit der Miene eines Weltreisenden und Maus lachte ganz beschämt —

## Der Tod des Zaren.

Von Theodor Hutter.

Es war am 22. März 1881. Ueber dem Häusermeer der Zarenstadt an der Rewa breitete ein düsterer, wolken-schwangerer Nachthimmel sich aus. Die Uhr an der Paulskirche schlug die zehnte Stunde.

In einem der prächtigen Gemächer des Michaelspalastes, welcher das Heim des Zaren Paul I. war, saß ein erster, finstler blinder Mann; sein freuziges Auge ruhte auf einem aufgerollten Pergament, unter welchem eine Karte von Europa ausgebreitet lag.

Dieser erste einsame Mann war Zar Paul I., der Sohn der Kaiserin Katharine, der despotische Herrscher aller Reußen, ein großer Verehrer Napoleons, und zugleich der erbitterte Gegner Englands und der mit dem letzteren koalirten Mächte Oesterreich und Deutschland.

Wiederholt schon hatte er das auf dem Tische liegende Schriftstück durchgelesen, als er tief aufseufzend, sich vom Stuhle erhob und mit langen Schritten das Gemach durchmaß. Bisweilen blieb er auch aufhorchend stehen und blickte nach der Thüre, als ob er Jemanden erwartete. Und in der That wurden herannahende Schritte hörbar. Jetzt ward auch die Thüre geräuschlos geöffnet und herein trat ein in der russischen Generalsuniform gekleideter Mann, der ehrfurchtsvoll in gemessener Entfernung stehen blieb.

Der Zar blickte den Eintretenden scharf an.

„Graf Pahlen!“ sprach er mit gedämpfter Stimme, „ich habe Sie trotz der vorgerückten Stunde rufen lassen, denn ich habe eine sehr ernste Frage an Sie zu richten.“

Der Angeredete verneigte sich demüthig. „Euer kaiserlichen Majestät treuester Diener wünscht Ihre Befehle zu hören,“ gab er in ruhigem Tone zur Antwort.

Ein spöttisches Lächeln justete um die Mundwinkel des Zaren.

„Graf Pahlen!“ fuhr er fort, „Ihr kennt aus der Geschichte die Schicksale und das traurige Ende der römischen Cäsaren. Ihr wißt auch die Todesursachen so mancher meiner kaiserlichen Vorgänger, die vielleicht deshalb der Tyrannen beschuldigt wurden, weil sie Gerechtigkeit und strenge Gesetze liebten.“

Der Zar hatte die Worte mit besonderem Nachdruck gesprochen und blickte nun mit forschendem Blick den vor ihm stehenden General an.

Dieser, der eine leichte Verlegenheit, die in seinem Gesichte zum Ausdruck kam, nicht verbergen konnte, erwiderte nun: „Majestät, warum diese löbliche Frage? — Droht Eurer erlauchtem Haupte irgend eine Gefahr?“

„Graf Pahlen“, begann der Zar wieder, und diesmal zitterte seine Stimme erregt, „komme hat nur einen Casullina, aber Kufland hatte deren viele. Es besteht eine Verschwörung gegen mich, die Hauptverwoenen befinden sich in Petersburg, ja noch mehr, sie wohnen unter meinem Dache und essen und trinken an einem Tisch mit mir, ja noch mehr, sie sind von meinem eigenen Fleische und Blut! — Sollten nicht auch Sie von dieser Verschwörung etwas wissen?“

Tropfen der Zar diese Worte mit wilder Hast hervorgehoben und bis dicht an den Grafen Pahlen herantreten war, blieb der Letztere ruhig und gefaßt.

„Majestät“, erwiderte er, „die Möglichkeit, daß eine Verschwörung wider Euer kaiserliches Haupt angezettelt worden, ist vorhanden; wäre ich aber daran betheilig, so würde ich es gewiß nur deshalb sein, um die Fäden der verderblichen Ragnationen im rechten Augenblicke zerreißen, die Verbrecher entlarven und Euer Majestät beschützen zu können.“

„Graf Pahlen, ich liebe die Aufrichtigkeit; habt Ihr wirklich von den Intriguen der Orlow, Subow und den englisch gesinnten Grabelow keine Ahnung? — Ist Euch nichts von den Herzscherzgeleiten meines Sohnes Alexander bekannt? — Ich achte die Männer, welche Verächter der Menschheit sind und die mit Menschenhabseln wie mit Hintertugeln umgehen. In Euch glaube ich einen Mann dieses Schlages gefunden zu haben. — Ihr versteht zu handeln!“

„Gewiß, Majestät!“ lautete die Antwort.

„Woblan“, fuhr der Zar fort, „binnen drei Tagen sollen Alle, die mich zu stützen verücht haben, von ihrem Geschick ereilt sein. Nun geht.“

Stumm sich neigend, verließ Graf Pahlen das Gemach.

„Es ist kein Trug, ich habe mich nicht getäuscht“, murmelte nun Paul I., „ich sah es Pahlen an, daß er in die Verschwörung eingeweiht ist, auch ihn soll die gerechte Strafe ereilen. Ich bin von Mördern umlauert, mein eigener Sohn und — vielleicht auch meine Gemahlin — wissen von dem geheimen Anschlag wider mich! — Ha, ha! Ich will Euch zuvorkommen und mich vor dem Erbdröseln schützen!“

Während der Zar so vor sich hin sprach, lag ein dämonischer Zug auf seinem bleichen Antlitz. Jetzt trat er hastig zum Schreibtische, ergriff die Feder und schrieb mit zitternder Hand seinen Namen unter das vorliegende Attestatid. Es war der Verhaftsbefehl einer Anzahl hochgestellter Aristokraten, mehrerer Generale und zugleich die Verbannungsbefehle für seine Gattin und seinen Sohn Alexander.

Nachmals überflog sein Auge die verhängnißvolle Schrift, dann sank er erschöpft vor innerer Erregung in den Sessel zurück und müde schloß er die Augen.

Es mochte nahezu eine halbe Stunde vergangen sein, als plötzlich in der Vorhalle rasche Tritte hörbar wurden, die sich dem kaiserlichen Gemache näherten. Was war das? Der Zar sprang empor. Jetzt wurden dicht an der Thür Stimmen laut, ein Hülfeschrei, Säbel klirren und nun folgte ein dumpfer Hall.

Der Zar schritt nach der Thüre; aber schon wurde dieselbe aufgerissen und drei Männer mit entbloßten Degen traten herein. An der Thüre selbst aber lag in einer Blutlache der wachhaltende Leibwächter.

Der erste der Eintretenden war Graf Pahlen, er hielt eine Pergament-Urkunde in der Hand, ihm zur Seite stand der General Bennigsen und der Graf Subow.

„Was wollt Ihr hier!“ herrschte der Zar die drei Männer mit vor Wuth zitternder Stimme an.

„Sire“, antwortete der Graf Pahlen, „ich verhafte Sie im Namen des Kaisers Alexander!“

Da verzerrten sich die Gesichtszüge des Zaren, im Nu war er zurückgesprungen und hatte den an der Wand hängenden Degen herabgerissen.

„Glende Verchwörer! Wer ist Kaiser Alexander, so lange ich Kaiser Paul bin!“ — Zugleich mit diesen Worten bligte sein Säbel und zweifelsohne wäre Graf Pahlen sofort niedergebunden worden, hätte nicht der Degen Subow's geschickt den Hieb aufgefangen.

„Sie sind verhaftet!“ schrie jetzt Graf Pahlen laut auf. Zugleich richteten sich drei Klinge gegen den Zaren. Dieser wich zurück, dabei streifte er mit dem Arme den prächtigen Kandelaber, so daß derselbe wankte und umstürzte und das Licht erlosch. Dieses Dunkel herrschte im Gemache. Die Dunkelheit benützend, stürzten sich die Verschworenen auf den Herrscher, und rissen ihn, tropdem er sich mit verzweifelten Kräften wehrte, zu Boden. Jetzt legte sich um die Kehle des Zaren eine Schlinge — es war die Degenklinge Bennigsen's — fester und fester wurde sie zusammengesogen, der Athem des Kaisers begann zu stocken, ein dumpfer halberstidter Fluß, dann ein letztes keiferes Köheln und still wurde es wieder im Gemache.

Wenige Minuten später verließen die drei Hölische das Zimmer, in welchem der Zar Paul I. als Leiche lag, um den Sohn des Ermordeten, Alexander, der wachend in seiner Wohnung die Mörder erwartete, feierlich als neuen Herrscher von Rußland zu begrüßen.

## Technische Geräte in Pompeji.

Eine interessante Schilderung seiner Forschungen in Pompeji gab Professor Goodman in seinem Inaugural-Vortrag vor der Ingenieur-Abtheilung am Vortstire College in Leeds, in welchem er hauptsächlich das technische Können der alten Pompejaner beleuchtet. Die Bürgergerichte lagen ungefähr einen Fuß über der Mittelstraße und wurden von dieser aus durch Stufen erreicht. Dazwischen passirten Wagen und Pferde, und erstere haben vielfach tiefe Geleise im Steinpflaster zurückgelassen. Die Wasser-versorgung der Stadt geschah durch Bleiröhren, welche unter dem Straßenpflaster gelegt waren. Straßen und Plätze besaßen viele öffentliche Trinkbrunnen, aus die meisten großen Häuser besaßen solche, oft von ungewöhnlich schöner Ausföhrung. Die Bronzegeräte der Pompejaner vertragen eine große Geschicklichkeit und künstliche Begabung. Unter den Hausgeräthen finden sich Kochtöpfe mit Köchern an den Seiten und einer Vorrichtung zum Ablauen des

überlothenen Wassers. Wasserkrüge und Urnen mit inneren Köchern sind gefunden worden und Oefen, deren Einrichtung durchaus der unserer heutigen Dampfessel ähnelt. Zum Verwahren der Werthachen hatte man bereits sehr starke, metallene Wandschränke mit festen Schließern; Schloß und Schlüssel sind häufig sehr ingeniös erdacht und von verzwickter Arbeit. Von den eisernen Werkzeugen konnte man manche so gleich in ein modernes Schaufenscher legen, hätten sie nicht vom Rost der vielen Jahrhunderte gelitten. Säbels, Hüheln, Harten, Gabeln, Aerte, Spaten, Schmiedezangen, Hämmer, Lotbeisen, Schaufeln, Hobel u. s. sind den entsprechenden, heutgebrauchten Geräthen durchaus ähnlich. Am bewunderungswürdigsten aber sind die chirurgischen Instrumente, welche eine sehr schöne Ausführung und ganz ähnliche Konstruktion zeigen wie diejenigen, welche in unseren Tagen wiederentfunden und patentirt wurden. Sehr überraschend ist endlich die Thatsache, daß die Pompejaner bereits Thrasiele von sehr vollkommener Verfertigung besaßen.

## Das böse Gewissen.

Emile Augier trat eines Tages in ein Pariser Cafe, in dem er kurz vorher eine Erfrischung zu sich genommen, und wandte sich mit der englischen Frage an den Kellner: „Habe ich nicht auf dem Tische ein kleines Päckchen liegen lassen?“

„Nein, mein Herr“, verfehte der Kellner.

„O, das thut mir aber sehr leid; ich möchte nicht, daß das Päckchen in fremde Hände käme, es enthält einige sehr werthvolle...“

„Zuwelen, mein Herr?“ fragte der Kellner lächelnd.

„Zuwelen, ach nein, aber Storpione, einige sehr seltene und werthvolle Exemplare.“

Der Kellner lächelte nicht mehr, er wurde im Gehebel tödtenbläß, zog ein kleines Päckchen aus der Rocktasche und reichte es dem Schriftsteler mit verlegenen Blicken. Augier entfernte sich mit vernünftigem Lachen, denn das Päckchen erhielt eine Storpione, sondern einen Schmutz, den er für seine Frau gekauft hatte.

## Wie alt ist das Fahrrad?

In der Zeitschrift „Science Frangaise“ weiß Emile Gautier nach, daß die Erfindung des Fahrrades viel weiter zurückreicht, als bisher angenommen worden ist. Ihm zufolge ist das erste Pedalfuhrwerk, das nur durch menschliche Muskelkraft in Bewegung gesetzt wird, von einem Arzte Namens Richard um das Jahr 1690 erfunden worden. Dieser „erridische“ nach einer alten Chronik eine „Karosse“, damit man sich selbst fahren könne wohin man wolle, ohne irgend ein Pferd zu Hülfe zu nehmen. In seinen Recreations mathematiques et „physiques“ sagt Ojanam im Jahr 1694 (Ab. 2, Seite 29): „Man sieht in Paris seit einigen Jahren eine „Karosse“ oder „Sanfte“, die ein hinten stehender Latai abwechselnd mit den beiden Füßen in Bewegung setzt mit Hülfe zweier kleiner Räder, die in einem Kasten verborgen und an die Dachsle befestigt sind.“

## Bekraste Eitelkeit.

Der berühmte englische Tenorist James Watson „ist“ einst mit seiner jungen Gattin nach Monte Carlo. Im Spielloale sagte plötzlich die junge Frau scherzend:

„Wie war's, wenn ich einmal auf mein Alter spielte.“

„Gut“, antwortete Watson, „es ist ja Thatsache: eine Frau, die zum ersten Male ihre Alterszahl besetzt, gewinnt immer.“

„Alles blick auf, um zu sehen, welche Nummer die Dame besetzen werde. Sie zieht aus ihrer Tasche zwei Goldstücke und legt dieselben auf dreizehnmwanzig. „Siebenundzwanzig gewinnt“, lautet nach der erwartungssoollen Pause der Ruf des Croupiers.

„Sieht Du“, sagte Watson, „ich an seine junge hübsche Gattin wendend, „wärf Du aufrichtig gewesen, so hättest Du fünftausend Franken gewonnen!“

## Erziehungsrathschläge.

Pensionsmutter: „Seht, Kinder, befindet Ihr Euch in einer Gesellschaft von älteren Leuten, und es spricht weiter Niemand, so schweigt Ihr auch, um Euch nicht vorzudrängen; werden dagegen geistreiche Gespräche geführt, so habt Ihr Euch selbstverständlich nicht hineinzuweisen; geistlose Gespräche in dem Maß für mit stillschweigender Verachtung.“

## Gerechter Zweifel.

Hörler: „Ich liebe Sie und gedente Sie zu meiner Gattin zu machen...“

Fräulein: „O Gott, o Gott, wenn Sie nur wenigstens dies eine Mal die Wahrheit sprächen!“

## Väterliche Logik.

Sohn: „Aber, Vater, ich bin jetzt bereits sieben Jahre alt, lasse mich heute doch einmal ins Wirthshaus gehen.“

Vater: „Nun, dann thue, was Du nicht lassen kannst!“

Sohn: „Aber Vater, ich habe kein Geld!“

Vater: „Dann lasse, was Du nicht thun kannst.“